



Nachrufe

Nachruf auf Hans Hehlen (1932–2009)

Berthold Rothschild (Zürich)

Die meisten der heutigen Journal-LeserInnen haben ihn wohl nicht mehr gekannt, diesen genialischen Poltergeist einer anderen Generation, der Stammzellen-Generation des PSZ sozusagen: Hans Hehlen, Doktor der Germanistik und Geschichte, Gymnasiallehrer, Psychoanalytiker, Redaktor, Schriftsteller, Philosoph, Chronist und Zeitgenosse. «In den Ostertagen dieses Jahres nach kurzem, schweren Leiden von uns gegangen und inzwischen noch nicht wieder auf-erstanden» – wie er trocken bemerken würde.

Nicht nur altersmässig gehörte er einer früheren Generation an, auch in seiner ganzen Mentalität war er ein anachronistisches Unikat, ein barocker Romantiker und sentimentaler Rationalist, immer etwas quer in der Landschaft, unbequem für alle Anpasser und Schöngeister. Ein sozialer Aufsteiger zwar und aus ökonomisch und emotional kärglichen Verhältnissen stammend, dann aber ehrgeizig und gelehrig, manchmal fast heroisch selbstbestimmend, doch immer auch dazugehören wollend und dennoch meistens knurrend draussen bleibend. In seinen noch jungen Ohren, so schreibt er, hallt lästig das läppisch-unflätige Getöse seiner lärmigen Verwandtschaft wieder und wird ihn später so schwerhörig machen, dass er zeitlebens grad nochmals aussen vor, exzentrisch also, aber auch unerfüllt sehnsüchtig bleibt. Aber auch streitsam ist er und legt sich, inzwischen Gymnasiallehrer geworden, mit offenem Visier mit Alfred Gilgen, dem ebenso streitsamen und linkophoben Erziehungsdirektor an – wer das Turnier verliert ist klar: der gute Hans, inzwischen Vater von zwei Kindern und Ehegatte der früh verstorbenen Psychoanalytikerin Marianne Hehlen. Wenn ein gescheiter, widerborstiger Mensch nicht mehr weiss, was machen – was wird aus ihm? Psychoanalytiker eben, zumal wenn er schon selber eine lange Analyse hinter sich hat und auf die Frage, «wer bin ich eigentlich?» noch immer keine klare Antwort weiss.

Früh schon, aber ausserhalb aller Clans und Seilschaften wird er Teilnehmer des PSZ, fällt durch Gelehrsam- und Gelehrigkeit und manchmal mit kernigen Voten auf, die keiner versteht/verstehen will, was er zwar witzig-bissig aber immer auch empfindlich registriert. Doch wie schon immer verwandeln sich seine Rückschläge in stolzen Trotz und wie damals üblich im PSZ, fühlt er sich zum «coming out» als Analytiker verpflichtet und hält im April 1991 den Vortrag «Oedipus und Prometheus – zur Depressivität des psychoanalytischen Milieus» und dann im Juni 1992 an der Quellenstrasse seinen Initiationsvortrag unter dem Titel «Vom Neurotiker zum Psychoanalytiker» – viel zu lange zwar und voll schwer verständlicher Selbstironie und Weltanklagen – aber immerhin, die analytische Praxis füllt sich mit Patienten, denn «... *Es gibt unter uns Kollegen, und ich zähle mich zu ihnen, die noch in Morgenthalers und Parins Welt wesen und kraft ihrer Identifikation mit den Koryphäen dieselben drauflos imitieren und die Komik ihrer eigenen Tänze nicht bemerken...*» (O-Ton H.H.).

Aber dann wird es bald schwieriger, er rutscht unausweichlich in eine Einsamkeit seit seine Marianne jung gestorben war und seit die Schwerhörigkeit ihn unerbittlich wegdumpft. «... *von der Decke baumelt über dem auf der Couch Liegenden ein Mikrofon. Dieses nimmt auf, was er sagt, wie er seufzt und hustet, und überträgt es kraft Ultrakurzwellen auf meine Hinterohr-Hörgeräte, und zwar so gut und genau, dass ich versucht bin zu sagen: ich höre noch besser und noch genauer als ein guthörender Kollege... Nein, meine Probleme, als die eines hör-behinderten Analytikers liegen dort, wo ich mich im Seminar nicht mehr an den Diskussionen beteiligen kann...*». Und dann aber wiederum trotz seiner Einsicht: «... *Du kannst deine Schwerhörigkeit überhaupt für nichts verantwortlich machen, ausser dafür, dass sie sich verhängnisvoll dazu eignet, deine neurotischen Ängste an ihr festzuzurren...*»

Und so entschliesst sich der Hans Hehlen einmal mehr irgendwie von vorne anzufangen. Er studiert an der Uni Zürich Philosophie und findet in seiner neuen Partnerin Esther nicht nur eine Menschenfrau, die ihn verstehen will und kann, sondern die ihm gleichzeitig ein neues Zuhause und eine kostbare Freundschaft bietet, die dem entspricht, was schon der von ihm verehrte Montaigne in seinem Essay «Von der Freundschaft» beschrieben hatte: «*Unsere Seelen sind so einig gewesen, sie haben sich mit einer so inbrünstigen Neigung betrachtet, und einander hierdurch bis auf das innerste des Herzens gesehen, dass ich nicht alleine das ihrige so gut als das meinige kenne, sondern dass ich auch mich ihr weit eher, als mir selbst, anvertrauet haben würde...*»

Er lebt nun weit draussen vor der Stadt, wo er in der freien Natur des Husertals oder in Trans, unersättlicher Identifikator, der er ist, schwärmerisch wie Hölderlin, gedankenversunken wie Kant, wütend wie Nietzsche und dramatisch wie Shakespeare durch Feld und Wald streift – ein Jeremiah Johnson vom Säuliamt, ein Thoreauscher Walden im Domleschg. Wie besessen manchmal wirft er sich in die Lektüre seiner Klassiker und entdeckt, allen verstopften Ohren zum Trotz, seine Liebe zur Musik und zur Zürcher Tonhalle, mit einer Energie, die, wie er sagt, aus Wut und Angst generiert wird und deren Resonanz sein unerbittliches Altern und Kränkeln übertönt. Er lebt in der Zukunft seiner Illusionen, ganz so wie Freud es 1927 schon beschrieben hatte: *«Die Stimme des Intellekts ist leise, aber sie ruht nicht, ehe sie sich Gehör verschafft hat. Am Ende, nach unzählig oft wiederholten Abweisungen, findet sie es doch. Dies ist einer der wenigen Punkte, in denen man für die künftige Menschheit optimistisch sein darf, aber er bedeutet an sich nicht wenig...»*

Und dann, nicht völlig unerwartet, aber mit brutaler Plötzlichkeit dennoch, wird die böse Krankheit an ihm entdeckt, vor der wir uns alle fürchten. Und ebenso heftig, unerbittlich und drängend wie er sein ganzes Leben war, kommt nun der letzte Schatten über ihn und holt ihn ab. Seine Frau Esther, seine Kinder und eine Schar von FreundInnen – all jene die ihn, den hemdsärmeligen Feingeist, den explosiven Wortkünstler und den sensiblen Schwärmer geschätzt und geliebt hatten, verstreuten seine Aschen im Husertaler Wald – fast so wie er es als Motto seines Romans «Professor Trani und das Liebespaar» in den Worten Eichendorffs vorausgesehen hatte:

*Es ist schon spät, es wird schon kalt
kommst nimmermehr aus diesem Wald ...*